

(Nachdruck verboten.)

9) Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Der Simon, die Liesi, der Erhard und die Liebe.

Die Liesi tat vom frühen Morgen bis zum Abend rüstig und ohne Spitzieren ihre Arbeit. Und diese Arbeit war nicht leicht. Da gab es verschiedenes zu tun und die kleineren Kinder des Simon mit dem Findling schreien, wenn ihnen irgend etwas nicht paßte, mitten drein. Schon früh morgens gieng so los, und dennoch sollte alles klappen im Haushalt. Und das Vieh im Stalle mußte auch besorgt sein, — das war allerdings nur eine magere Geiß, und ein ganz dünnes armlängliches Kälblein, das mit einem Auge immer nach der Futterbarre und mit dem anderen nach dem Metzger, der sie holen könnte, herumstarrte. Dann war noch der Krautgarten und ein jämmerliches Fehlein Ader voller Stein und Disteln im Armenland, das dem Waldhüter zugehörte. Auch ein kleines Stücklein Wiese machte ab und zu müde Arme, doch gab sie auch Futter fürs Kälblein und die Geiß.

Der Simon half wohl, soviel er nur konnte. Aber seine Obrigkeit war gestrenge. Das ist im ganzen Lande so. Wenn die guten Buzzen hundertmal über ihre eigenen Beine stolpern, so sehen sie dies niemals. Zwacht aber ein armer Teufel, der seinen Jammergroßchen im Gemeindedienst als Hungerlohn erhält, von seinen aufreibenden vierzehn oder sechzehn Dienststunden ein paar Minuten ab, um seine Hütte ein wenig auszulüften, flugs entdeckt das Auge der Obrigkeit diesen Frevel. Der Glinder bekommt einen Tritt auf den Hintern und schießt von seiner Stelle weg. Und die Obrigkeit bläht sich dann, der vaterlandsrettenden Tat wohl bewußt, und stellt den nächsten Tropf in ihre Dienste. Die Obrigkeit der Ortsgewalt kann sich dieses ganz gut leisten. Immer warten eine nette Anzahl Anwärter auf den Fall des armen Teufels. Dies weiß die Obrigkeit, darum schießt sie auch in allen Winkeln herum und lauert auf ein Opfer.

So hatte der Simon wenig Zeit frei, denn er brauchte den elenden Hungerlohn, um das Notwendigste für die aufgesperrten Mäuler, die er zu Hause immer fand, aufzutreiben.

Und dennoch rackerete er manchmal ganze Nächte durch, trotz dem Spott der Leute, die ihn fragten, ob er denn partout reich werden wolle und ob er in einem Büggi schlafe, um dann, wenn er damit umfalle, wieder aufzuwachen. Der Simon machte immer mit den Spötter; insgeheim aber dachte er an seine Aelteste, an die Liesi.

Aber was wollte er gegen sein Schicksal tun? Das alles mußte so sein. Er mußte leiden und die Liesi zugrund gehen, so war das bei Gott bestimmt. Alles was sein muß, wird sein und keiner weicht seinem Schicksal aus. So hatte dem Simon sein Pfarrer die Sache eingetrichtert. Dennoch grollte sein Gemüt gegen die schwere Hand Gottes.

Die Liesi hing ihrem Traume nach. Ihr junges Herz war voll Sehnsucht und ihr Körper verlangte das Leben. Aber sie wußte nur, daß der Erhard ein lieber Mensch war und ihr Herz ihm entgegenschlug. Und ihre Träume waren wirr und unklar, aber sie konnte sich darein versenken und hoffen konnte sie auf schöne Dinge.

So lebten die im Hause des Simon dahin. Die Kinder gediehen, allen voran der Findling, der ein wahres Kuckucksei war und mehr herunterwürgte als alle andern. Dabei fand er sich wohl und hing der Liesi immer am Schurzzipfel und wollte so viel als nur angängig verhätschelt sein.

An einem milden Herbstsonntag nachmittag saßen der Simon und die Liesi vor dem Häuslein und um sie herum purzelten die Kinder und wälzten sich im Grase und kraakeelten. Der Simon war wie immer stille und in sich gekehrt und die Liesi in ihre Träume versunken.

Und da auf einmal stand der Erhard vor den Waldhütersleuten und grüßgottete sein sittig. Die Liesi wurde rot und unruhig und wußte nicht, was mit den Händen tun und wohin mit den Augen. Aber als ihr der Erhard seine Hand bot, da war die erste Frage gelöst, und als er weniges geredet mit dem Vater Simon, da schaute die Liesi unver-

wandt auf den Erhard und wußte nun auch, wozu sie Augen hatte.

Der Simon aber hatte wohl acht gehabt und seine Aelteste tat ihm mehr weh denn früher einmal. Aber er ließ sich nichts ansehen und redete allerlei mit dem Schlüsselwirtsbuben, dem Erhard.

Und er fing an, so ganz ohne alles, und dachte dabei sein Zeil, den Erhard auszufragen über die Mädchen in der Stadt und welche die „feinste und liebste“ sei.

Die Liesi machte da große Augen an den Burschen, und es zog sich in ihrem Herzen zusammen wie Born und Leid.

Aber der Erhard war ein durchtriebener Fuchs und wand sich heraus. Ohne eine Miene zu verziehen, sagte er:

„Sie sind alle wie die Affen, die Mädchen in der Stadt.“

Da lachte die Liesi lustig auf. Auch der Simon schmunzelte. Er fragte noch einmal so mit seinem Hintergedanken: „Und wie lang willst Du denn jetzt noch mit der Hochzeit warten?“

„Dazu gehören zwei.“

Da sagte der Simon wie daß verwundert und blickte groß hin:

„Ja, ich hab geglaubt, die Madlen vom Lärchenfritz sei verabredete Sache.“

Der Erhard zuckte die Achseln und spuckte aus. Dann sagte er langsam:

„Verabredet schon, aber ich habe da doch auch was zu sagen dabei, mein ich.“

Simon nickte ernsthaft. Er war zufrieden und glaubte, daß die Liesi wisse, was die Uhr geschlagen beim Erhard.

Aber die Liesi war wieder ruhig und hatte den Erhard nur noch lieber als vorher. Sie glaubte ihm aufs Wort.

Und als der Erhard dem Hause zu ging, da lachte er fröhlich vor sich hin und pfiff ein Siegerlied, wie sies in der Garnison gesungen. Er wußte immer noch, was er wußte.

Abends gieng der Simon noch rasch in den Ort hinein. Er wollte sich umsehen, wer von den verdächtigen Wilderern und Holzdieben in den Wirtshäusern herumfah und gemütlich tat. Und er fand so ziemlich alle die Schwärzer beim Tanze im Adler. Er konnte also nach Hause. Heute nacht war Ruhe im Wald.

Aber mehr Freude hatte er noch, als er den Erhard aus dem Schlüssel mit der Lärchenfritz-Madlen scharmuzieren und schön tun sah. Das mußte die Liesi jetzt doch sicher überzeugen.

Als der Erhard den Simon gewahrte, ärgerte er sich bis ins Blut. Das war denn doch zum Teufelholen. Aber er machte gute Miene zum bösen Spiel, lachte vergnügt, als ob er sich freue, den Simon zu sehen, und bot ihm sein Glas an.

Der Simon tat Bescheid und sagte der Madlen ein paar gute Worte. Die wurde vor Freude rot und sicherte. Und als der Simon noch mehr solcher Liebeshänseleien von der Schnur ließ, da machte die Madlen ein paar Augen so glänzend und verschwommen. „Wie Zucker, der im Kaffe vergeht,“ meinte der Simon noch und wünschte gutnacht.

Der Erhard aber ärgerte sich und dennoch wollte er den Alten ein Bein stellen. Die Liesi war einfach ein Braten für ihn, und das wäre jetzt noch schöner, wenn der alte Fuchs ihm dazwischenkäme.

Daß der Simon sich für sein Kind wehrte und nur das Gute als Vater wollte, daran dachte der Erhard nicht. Das war ja am Ende ganz gleichgültig. Wozu sind denn armer Leute Mädchen anders da als den reichsten Burschen zum Vergnügen, besonders wenn die Mädchen hübsch sind?

Aber alle diese Gedanken hinderten den Erhard nicht, die Gelegenheit auszunützen, die des Simon Worte bei der Madlen vom Lärchenfritz hervorgebracht hatten. Und noch in derselben Nacht lag er bei ihr im Bette und schwängerte die Madlen.

Der Erhard hielt es für besser, gleich das Richtige zu tun, am den Bazen des Lärchenfritz festzunageln. Die Madlen war das reichste Mädchen im Orte; reiche Burschen gab es noch mehrere außer ihm.

Als nach einigen Monaten der alte Schlüsselwirt von der wahren Sache Kunde erhielt, lachte er sich mit seinem Gegenwärtiger, dem Lärchenfritz, zusammen halb tot ob dem Erhard.

Und die beiden Väter waren überzeugt, daß der Erhard es zu etwas bringe im Leben, da er den rechten Griff dafür hätte.

Der Simon aber erzählte zu Hause bei sich der Liesi von dem Gespust, das der Erhard mit der Madlen gehabt hatte, und was der Burck für ein Glück mache. Aber das sei halt so der Welt Lauf, Liebe käme nimmer zu Liebe, Arm zu Arm nur und natürlich Geld zu Geld.

Die Liesi hatte da nur hingehorcht und nichts gesagt. Große Augen hatte sie gemacht und an einem fort hingestaunt. Und als der Simon ihr „gutnacht“ sagte, da warf sie sich auf ihr Bett und weinte und wimmerte. Und als sie die halbe Nacht so geweint hatte, da begannen ihre Gefühle zu kämpfen. Die Liebe sagte immer: „Ach was, er ist so gut und so hübsch und lieb“ und die Vernunft sagte: „Der Vater hat gute Augen, und Du bist arm wie ein halbberberdeltes Kirchenmäuslein, das nur ab und zu ein Stücklein von der Hostie bekommt, wenn es gut geht.“ Aber die Liebe ist ein wunderliches Ding und weiß alles besser als die Vernunft. Sie sagte darum nochmals zur Liesi: „Glaube mir, das ist alles Zufall, und der Erhard mag Dich, und er ist doch so hübsch, oder nicht?“ Da sagte die Liesi selbst: „Tavohl ist er das, und das alles ist nur dumme Angst, und er hat mich auch lieb!“

Und da schlief sie ein und träumte schöne Dinge und erwachte am anderen Morgen nicht zur Zeit.

Da ging der Simon und machte der Liesi ihre Arbeit ins Reine. Er gönnte dem Kind die Ruhe. Aber als er einmal genau hinsah, da schüttelte er doch den Kopf. Er konnte nicht begreifen, daß die Liesi so glücklich lächelte im Schlafe. War doch ihr Traum vergangen und alles zu Ende.

Aber als die Liesi erwachte, machte er sich nichts weiter daraus und ging in den Wald, seinem Dienste nach.

Die Liesi hatte die nächsten Tage durch in sich eigene Kämpfe und Widerstreite.

Sie fühlte sich unglücklich, matt und arm. Sie konnte mit ihrem Lose hadern, dann kam aber wieder die Ruhe. Er mußte sie ja auch lieb haben, sonst hätte er sie nicht gefügt, dort vor mehr als zwei Jahren. Und sie konnte wieder sinnen und träumen und weinen, oder eines der Kinder an sich drücken und Herzen, so daß der kleine Wurm, der ihr gerade unter die Finger kam, auffauchte. Aber war es nicht der Fündling, der diesen Ausbruch der Gefühle abbekam, dann konnte der kleine Wurm wild werden und schreien und eifersüchtig sein. Er wollte die Küsse und er wollte verhätschelt sein. Wenn das alles auch einem anderen galt, was lag dem Fündling daran?

(Fortsetzung folgt.)

Gleichheit.*)

Von Leo N. Tolstoi †.

Die Grundlage des menschlichen Lebens ist der Geist Gottes, ein und derselbe in allen Menschen. Deswegen müssen alle Menschen gleich sein.

I.

Das Falsche der Ungleichheit.

Im Altertum glaubte man, es würden verschiedene Menschen, dunklen und hellen Geblüts, Japhetiden und Hamiten, geboren, die teils Herren, teils Knechte wären. Man glaubte an diese Einteilung, weil man sie als von Gott herrührend ansah. Dieser rohe und schädliche Aberglaube existiert, wenn auch in anderer Form, bis auf den heutigen Tag.

Man braucht nur das Leben christlicher Völker zu beobachten, die teils aus Leuten bestehen, die ihr ganzes Leben in verdammender, mörderischer, für sie selbst nicht notwendiger Arbeit hinbringen, teils aus solchen, die von Müßiggang und allen möglichen Genüssen übersättigt sind — um über den schrecklichen Grad von Ungleichheit zu staunen, bis zu welchem Menschen gelangt sind, die sich zum Christentum bekennen, und ganz besonders über die Verlogenheit einer Verkündung von Gleichheit bei Lebensbedingungen, die durch die allgerausamste, offenbare Ungleichheit Bestärkung erregen.

*) Tolstoi, dessen Todestag sich am 20. November jährte, hat noch in den letzten Lebenstagen an einem Werke: *Der Lebensweg* gearbeitet, das in deutlicher Sprache bisher nicht erschienen ist. Der Abschnitt Gleichheit wird unsere Leser interessieren, obwohl Tolstoi von anderen Gesichtspunkten ausgeht als der Sozialismus. Die Worte dieses wahren Christen würden zudem in bürgerlichen Blättern kaum eine Unterkunft finden.

Eine der ältesten, tiefsten Religionen war die der Hindus. Der Grund, weshalb sie nicht Weltreligion geworden ist und nicht die Frucht getragen hat, die sie hätte tragen können, lag darin, daß sie die Menschen für ungleich erklärte und in Kasten einteilte. Menschen, die sich für ungleich halten, können keine wahre Religion haben.

Man könnte noch begreifen, daß die Menschen sich für ungleich halten, weil der eine stärker, größer, oder verständiger, tapferer, weiser, besser ist, als der andere. Gewöhnlich teilt man aber nicht aus diesem Grunde die Menschen in Klassen und hält die einen für höher, die anderen für niedriger. Für ungleich hält man sie, weil der eine Graf, der andere Bauer heißt, einer einen feinen Anzug, der andere Bastische anhat.

In unserer Zeit begreift man schon, daß die Ungleichheit der Menschen ein Aberglaube ist, und verurteilt diesen Aberglauben innerlich. Die Leute aber, für die er vorteilhaft ist, können sich nicht von ihm trennen, und die keinen Vorteil davon haben, wissen nicht, wie sie den Aberglauben beseitigen.

Wenn der Aberglaube der Ungleichheit nicht wäre, hätten die Menschen nie all die Schandtaten begehen können, die sie begangen haben und noch unaufhörlich nur deswegen begehen, weil sie nicht alle Menschen für gleich halten.

II.

Alle Menschen sind Brüder.

Dumm, wenn ein Mensch sich für besser hält als andere; noch dümmer, wenn ein ganzes Volk sich für besser hält, als andere Völker. Dabei leben alle Völker, wenigstens die Mehrzahl derer, die ihnen angehören, in diesem schrecklichen, dummen, verderblichen Aberglauben.

Juden, Griechen, Römern stand es an, durch Mord nicht nur die Unabhängigkeit des eigenen Volkes zu verteidigen, sondern durch Mord auch andere Völker zu unterjochen, da man das eigene Volk für das von Gott auserwählte, alle übrigen aber für Pöhlster, Barbaren hielt. Noch im Mittelalter, noch kürzlich, Ende vorigen Jahrhunderts konnte man so etwas glauben. Wir können es nicht mehr.

Der Sinn und Bedeutung des Lebens versteht, kann gar nicht anders, als seine Gleichheit und Brüderlichkeit mit allen Zugehörigen nicht nur seines, sondern aller Völker fühlen.

Bevor man Oesterreicher, Serbe, Türke, Chinese ist, ist man Mensch, d. h. ein vernünftiges, liebendes Wesen, dessen Aufgabe nur darin besteht, während der kurzen Frist, die es in dieser Welt zu leben hat, seine Bestimmung zu erfüllen. Diese aber ist ganz klar: alle Menschen lieben.

Ein Kind begegnet anderen Kindern gleichviel welchen Standes, Glaubens und Volkes stets mit demselben wohlwollenden freudigen Lächeln. Bevor Erwachsene aber, die doch verständiger als Kinder sein müßten, mit anderen zusammenkommen, überlegen sie bereits, wos Standes, Glaubens, Volkes die Betreffenden sind und richten danach ihren Umgang mit ihnen ein.

Nicht umsonst hat Christus gesagt: Seid wie die Kinder.

Christus hat den Leuten mitgeteilt, daß ein Unterschied zwischen dem eigenen und fremden Völkern Betrug und schlecht ist. Der Christ, der das begriffen hat, kann kein Mißwollen gegen fremde Völker mehr hegen und Gewalttaten gegen sie nicht mehr damit rechtfertigen, daß diese Völker schlechter seien als das eigene. Ein Christ muß wissen, daß die Absonderung von fremden Völkern schlecht und eine Verführung zum Bösen ist; er kann deshalb nicht mehr wie früher bewußt dieser Verführung nachgeben.

Ein Christ muß wissen, daß sein Wohl nicht nur mit dem des eigenen, sondern mit dem aller Völker zusammenhängt; er weiß, daß durch die Landesgrenze und Gesetze über seine Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Volk keine Einheit mit allen Menschen der Welt keine Beeinträchtigung erleiden kann; weiß, daß alle Menschen überall Brüder und deswegen alle gleich sind.

III.

Alle Menschen sind gleich.

Gleichheit ist das Zugeständnis, daß alle Menschen dasselbe Recht auf alle natürlichen Güter der ganzen Welt, dasselbe Recht auf alle aus dem Gemeinleben hervorgehenden Güter, dasselbe Recht auf die Verehrung der menschlichen Persönlichkeit haben.

Das wahre „Ich“ der Menschen ist geistig. Und dieses „Ich“ ist in allen dasselbe. Wie können also die Menschen ungleich sein.

Zu Christus kamen einst seine Mutter und seine Brüder. Sie konnten nicht zu ihm durchdringen, da viele Leute um Christus versammelt waren. Einer den Anwesenden erkannte sie, trat zu Jesus

und sagte: „Deine Mutter und Brüder stehen draußen; sie wollen zu Dir.“

Da sagte Jesus: „Meine Mutter und meine Brüder sind die, die den Willen des Vaters verstehen und erfüllen.“

Diese Worte bedeuten: daß für einen vernünftigen Menschen, der seine Bestimmung begreift, kein Unterschied zwischen einzelnen Leuten und kein Vorrang der einen vor den anderen existieren kann.

Niemand als Kinder verwirklichen im Leben die wahre Gleichheit. Wie verbrecherisch handeln Erwachsene, die dieses heilige Gefühl in Kindern zerstören und sie lehren, daß es berühmte, reiche Leute gibt, denen man mit Verehrung, und Diener, Arbeiter, Bettler, denen man mit Herablassung begegnen müsse! „Wer ärgert dieser Geringsten einen . . .“

Wir sind deshalb mit dem Leben unzufrieden, weil wir das Glück nicht da suchen, wo es uns gegeben ist.

Darin liegt der Grund alles Übels.

Uns ist das unergleichliche Glück des Lebens mit allen Freuden gegeben. Aber wir sagen: die Freuden genügen uns nicht. Man verschafft uns die größte Freude: Verkehr mit den Menschen in der ganzen Welt. Wir aber sagen: ich will mein eigenes Glück, das meiner Familie, meines Volkes.

Ein Mann unserer Zeit mag noch so gebildet, gelehrt, mag der Allergebildetste oder einfacher Arbeiter, mag Philosoph, Gelehrter, mag unwissend, reich, ein Bettler sein — jeder Mensch unserer Zeit weiß, daß alle Menschen gleiches Recht auf das Leben und die Güter der Welt haben; daß nicht die einen besser oder schlechter als die anderen, sondern daß alle gleich sind. Dabei lebt jeder, als wüßte er das nicht. So stark ist der Irrtum der Ungleichheit noch verbreitet.

IV.

Die Anerkennung der Gleichheit aller ist möglich; die Menschheit nähert sich ihr.

Die Menschen bemühen sich, die Gleichheit vor ihren Gesetzen durchzuführen, wollen aber nichts von der durch das ewige Gesetz bestimmten Gleichheit wissen, die sie durch ihre Menschengesetze übertreten.

Müssen wir nicht nach einer Lebensauffassung trachten, bei der ein Steigen auf der sozialen Stufenleiter nicht anziehend, sondern abstoßend wirkt, weil dieses Steigen den Verlust eines der Hauptgüter dieses Lebens: gleiches Verhältnis zu allen Menschen — bedeutet.

Es heißt: Gleichheit ist unmöglich. Man muß im Gegenteil sagen: Ungleichheit ist unter Christen unmöglich.

Große kann man nicht Kleinen, Starke nicht Schwachen, Scharfsinnige nicht Stumpfsinnigen, Leidenhaftliche nicht Kalten gleich machen; man kann und muß aber Klein und Groß, Stark und Schwach, Klug und Dumm gleichmäßig verehren und lieben.

Es heißt: stets werden die einen Menschen stärker, die anderen schwächer, die einen verständiger, die anderen dümmer sein. Gerade weil die einen stärker und klüger als die anderen sind, müssen die Rechte aller, wie Lichtenberg sagt, gleich sein. Wenn außer der Ungleichheit des Verstandes und der Körperkräfte noch die in bezug auf die Rechte existierte, würde die Bedrückung der Schwachen noch mehr zunehmen.

Glaube nicht, daß Gleichheit unmöglich oder erst in sehr ferner Zukunft möglich sei. Geh bei den Kindern in die Lehre. Sie ist jetzt, sofort für jeden Menschen möglich. Du selbst kannst in Deinem Leben Gleichheit mit allen Leuten, mit denen Du in Verührung kommst, einführen. Zeig' nur denen, die sich für groß und hochtugend halten, keine besondere Verehrung und besonders: bezeige dieselbe Verehrung wie allen anderen, auch denen, die für Klein und niedrig gelten.

V.

Für den, der ein geistiges Leben führt, sind alle Menschen gleich.

Die einen für hoch, die anderen für niedrig, alle für ungleich halten kann nur, wer einzig ein körperliches Dasein führt. Wer eine geistige Existenz lebt, für den kann es keine Ungleichheit geben.

Christus hat den Menschen geoffenbart, was sie schon immer wußten: daß alle Menschen gleich seien, weil ein und derselbe Geist in ihnen lebt. Die Menschheit hat sich aber von alters her so in Würdenträger, Reiche, Arbeiter und Bettler gespalten, daß man trotz des Bewußtseins der Gleichheit aller so lebt, als wüßte man nichts davon und sagt, es könnten nicht alle gleich sein. Lernet von den Kindern! Ein Kind verehrt den mächtigsten Mann im Lande genau so wie den einfachsten. Handelt wie sie. Verkehr mit allen Leuten voll Liebe und Freundlichkeit, mit allen gleich.

Für den Christen ist Liebe ein Gefühl, das allen Menschen Gutes wünscht. Für viele Leute bedeutet aber Liebe etwas dem

ganz Entgegengesetztes. Liebe ist für solche Leute, die Leben nur in der animalischen Persönlichkeit kennen, das Gefühl, das eine Mutter veranlaßt, zum Wohle ihres Kindes durch Engagement einer Amme einem anderen Kinde die Muttermilch zu entziehen; einen Vater: hungernden Mexikanen den letzten Krümel Brot zu nehmen, um seinen Kindern eine sorgenlose Zukunft zu sichern; das Gefühl, in dem jemand, der ein Weib liebt, unter dieser Liebe leidet und dem Weibe, das er verführt, Leiden verursacht, oder aus Eifersucht sie und sich zu Grunde richtet; das Gefühl, in dem die Zugehörigen zu einer Gemeinschaft anderen, dieser Gemeinschaft fremden oder feindlichen Leuten Schäden zufügen; das Gefühl, in dem jemand sich bei einer „Lieblingsbeschäftigung“ abquält und dadurch seiner Umgebung Kummer und Leiden verursacht; das Gefühl, aus dem Menschen, die die Kränkung des Volkes, dem sie angehören, nicht ertragen und Schlachtfelder mit Toten und Verwundeten, eigenen und fremden, besäen. Diese Gefühle sind keine Liebe, weil die Leute, die sie empfinden, nicht alle Menschen für gleich halten. Ohne Gleichheit aller kann keine wahre Liebe existieren.

Ungleichheit ist mit der Liebe nicht zu vereinigen. Diese ist nur dann Liebe, wenn sie wie Sonnenstrahlen gleichmäßig auf alles fällt, was in ihren Bereich kommt. Wenn sie sich auf das eine erstreckt, das andere aber ausschließt, so zeigt das, daß es sich in diesem Falle nicht um Liebe, sondern um etwas anderes, ihr Ähnliches handelt. (Deutsch von Adolf Heß)

Die Diphtherie.

Zu unserem festen Lagerbestand an Krankheiten gehört die Diphtherie, die deutsch auch als Rachenbräune bezeichnet wird; ihr erliegen alljährlich eine beträchtliche Menge von Menschen, meistens Kinder, die für die Diphtherie in höherem Maße disponiert zu sein scheinen als Erwachsene. In diesem Jahre ist die Zahl der Diphtherieerkrankungen in Berlin etwas größer als sonst; zu Besorgnissen liegt aber kein Anlaß vor, da die Häufigkeit der Krankheit in jedem Jahre geringen Schwankungen unterworfen ist.

Die Diphtherie gehört zu den Infektionskrankheiten, deren Behandlung durch die Erfolge der modernen Immunitätsforschung in völlig neue Bahnen geleitet ist. Wenn wir von dem Erfolge der Schutzpockenimpfung absehen, gehört die Immunitätsbehandlung der Diphtherie mit dem von Behring entdeckten Heilserum zu den größten Taten der medizinischen Forschung. Die Sterblichkeit infolge Diphtherie betrug früher vier bis fünf Mal so viel wie heute; erst seitdem das Heilserum in weitestem Umfang zur Anwendung gekommen ist, hat sie sich so erheblich herabsetzen lassen.

Vorher wir auf das Wesen der Krankheit und die Eigenart der immunisatorischen Behandlung eingehen, wollen wir uns ein paar Zahlen der Statistik kurz vergegenwärtigen. Zunächst etwas über die Verhältnisse des laufenden Jahres. Seit dem September haben in der Tat die Diphtherieerkrankungen in Berlin zugenommen. Gegen 485 Erkrankungen des Vorjahres verzeichnet das Statistische Amt 709 im September 1911; von ihnen starben 70 Personen, während im September 1910 nur 45 der Krankheit erlagen. Ähnlich liegen die Verhältnisse im Oktober; 862 Erkrankungen gegen 501 des Vorjahres, davon 81 Sterbefälle gegen 45 im Oktober 1910. Eine nicht unterhebliche Zunahme der Diphtherieerkrankungen hat also zweifellos stattgefunden, aber nicht in dem Maße, daß wir von einer Epidemie zu sprechen berechtigt sind. Vermutlich handelt es sich um vorübergehende Störungen, die sehr schnell wieder ausgeglichen sind.

Ein sehr anschauliches Bild von den Wandlungen der Diphtheriesterblichkeit infolge der gänzlich veränderten Behandlungsmethode geben uns die statistischen Zahlen der letzten zehn bis zwanzig Jahre. Von je 100 000 Einwohnern starben in Deutschland an Diphtherie:

in den Jahren 1877/81 . . .	99,8 Menschen
„ „ „ 1882/86 . . .	122,3 „
„ „ „ 1887/91 . . .	99,7 „
„ „ „ 1892/96 . . .	84,1 „
„ „ „ 1897/01 . . .	81,1 „
„ „ „ 1902/06 . . .	24,1 „
„ „ „ 1907 . . .	23,4 „
„ „ „ 1908 . . .	25,1 „
„ „ „ 1909 . . .	24,0 „

Bis zum Jahre 1896 war also die Diphtheriesterblichkeit bei uns sehr hoch, sie betrug das Vier- bis Fünffache der heutigen Sterblichkeit. Wir sehen dann ganz scharf einen kolossalen Abfall der Sterblichkeit in den Jahren 1897/1901; das ist etwa die Zeit, seit der die immunisatorische Diphtheriebehandlung Behrings Allgemeingut der Ärzte wurde. Die Sterblichkeit fällt dann in den folgenden Jahren noch um ein geringes, von 81,1 auf 24,1 pro 100 000 Einwohner, um sich auf dieser Höhe mit geringen Schwankungen dauernd zu halten. Es gibt keinen besseren Wertmesser der Nützlichkeit des Behringischen Heilserums als diese statistische Zusammenstellung; sie zeigt mit aller Deutlichkeit, wie sehr seine Einführung die Diphtheriesterblichkeit heruntergesetzt hat.

Auch der Unkundige kann diesen Zusammenhang ohne weiteres übersehen. Der Vorteil, den die Serumbehandlung der Diphtherie gebracht hat, ist so gewaltig, daß die geringen Unbequemlichkeiten und Fehlergebnisse dieser Behandlung gegenüber der früher geübten überhaupt nicht in Betracht kommen.

Je früher die Einbringung des Serums erfolgt, desto günstiger sind die Aussichten für den Kranken. In wissenschaftlichen ärztlichen Kreisen gilt es heute als ein Kunstfehler, wenn die Serumbehandlung verabsäumt wird. Darum sollte sich niemand mehr von den kritiklosen Worten derer beeinflussen lassen, die ihre Unkenntnis dazu benutzen, den Heilwert einer medizinischen Großtat herabzusetzen, die unendlich vielen Menschen das Leben gerettet hat. Freilich sind wir auch heute noch nicht imstande, mit der Serumbehandlung jeden Fall von Diphtherie zur Heilung zu bringen; das lehrt uns die Statistik ebenfalls. Die Sterblichkeit infolge Diphtherie ist noch immer erheblich, sie übersteigt die vieler anderer Infektionskrankheiten, des Scharlachs, der Masern, des Typhus; sie ist aber so erheblich gegen früher zurückgegangen, daß wir immerhin mit diesem Erfolg ganz zufrieden sein können.

Ein großer Teil der Diphtheriekranken, die ihrer Krankheit erliegen, gehört zu denen, die erst sehr spät mit dem Heilserum behandelt wurden, erst dann, wenn die Krankheit schon erheblichen Schaden gestiftet hatte. Die Sterblichkeit wird sich also noch vermindern lassen, wenn die Serumbehandlung allgemein recht frühzeitig zur Anwendung kommt, wie es heute in allen Krankenhäusern geschieht; freilich lassen sich auch dann nicht alle Fälle mehr retten. So großartig wie die Erfolge der Schutzimpfung gegen Pocken, die bekanntlich bei uns gesehlich eingeführt ist und die Pockensterblichkeit auf Null herabgesetzt hat, sind die Heilergebnisse der immunisatorischen Diphtheriebehandlung allerdings nicht. Das hat aber einen ganz anderen, im Wesen der Impfung liegenden Grund.

Die Schutzimpfung gegen Pocken, die früher kolossale Verheerungen angerichtet hatten, erfolgt prophylaktisch, zur Fürsorge in einer Zeit, zu der das betreffende Individuum gar nicht erkrankt ist. Im Blute des Geimpften bilden sich nun Schutzstoffe gegen das Pockengift, die ihm für eine lange Zeit Immunität, Sicherheit gegen eine Pockeninfektion, gewähren. Der geimpfte Mensch muß die Stoffe in seinem Blute selbst bilden, sich aktiv an der Produktion der Antikörper, wie man sie auch zu nennen pflegt, beteiligen. Darum bezeichnet man diesen Vorgang auch als aktive Immunisierung. Die Impfung mit dem Diphtherie-Heilserum erfolgt nicht prophylaktisch, nicht vor der Krankheit, sondern erst dann, wenn die Diphtherie das betreffende Individuum bereits befallen hat. Jetzt muß man natürlich dem geschwächten Körper zu Hilfe kommen, man kann ihm nicht mehr die selbständige, die aktive Bildung der Schutzstoffe zumuten, sondern führt ihm mit dem Heilserum bereits fertige Antikörper zu. Er hat also mit ihrer Bildung selbst nichts zu tun; deshalb nennt man diesen Vorgang im Gegensatz zu dem vorerwähnten *passive* Immunisierung. Die Diphtherie-Antikörper hat man sich vorher im Blute eines dazu geeigneten Tieres, etwa des Pferdes, bilden lassen und spritzt sie nun fertig dem erkrankten Menschen ein.

Man wird gewiß fragen: Warum führt man nicht auch die prophylaktische Schutzimpfung gegen Diphtherie ähnlich wie gegen Pocken ein? Wenn nach der neuesten Statistik von je 100 000 Einwohnern des Deutschen Reiches immer noch 24 an Diphtherie sterben, so bedeutet das bei einer Einwohnerzahl von rund 60 Millionen einen alljährlichen Verlust von 14 000 Menschen. Da der überwiegende Teil dieser Todesfälle Kinder betrifft, also Individuen, die noch die Anwartschaft auf eine sehr lange Lebensdauer haben, so ist unser Interesse sehr groß, die Diphtheriesterblichkeit zu vermindern, möglichst in dem Grade, den uns die immunisatorische Behandlung der Pocken gezeigt hat.

Man hat aber deshalb von einer prophylaktischen Diphtherieschutzimpfung Abstand genommen, weil die Empfindlichkeit des einzelnen Menschen gegen die Diphtheriebazillen und das von ihnen erzeugte Gift, das Diphtherietoxin, sehr verschieden ist. Man kann eine aktive Immunisierung, wie bei den Pocken, nur so erzeugen, daß man dem betreffenden Individuum eine geringe Dosis des Giftes selbst einverleibt, also eine leichte Erkrankung damit hervorruft. Darauf reagiert der Körper im allgemeinen mit einer Produktion von Antitoxinen, eben den Schutzstoffen, die das Krankheitsgift unschädlich zu machen suchen. Wir sind nun imstande, das Pockengift durch besondere Maßnahmen derart abzuschwächen, daß seine Einverleibung für den Menschen keinen Schaden mehr hat, nur die jedermann von der Impfung wohlbekannten Erscheinungen hervorruft; wir sind aber leider nicht in der Lage, auch die Diphtheriegifte derart zu verändern, derart abzuschwächen, daß ihre Einverleibung immer ohne schädliche Folgen bleibt. Deshalb müssen wir darauf verzichten, im Körper des Menschen selbst die Diphtherie-Antikörper sich bilden zu lassen, sondern führen sie gleich fertig, wie sie im Blute des Pferdes gebildet sind, ein. Zu dem Zwecke werden geeignete Tiere, also meistens Pferde, mit allmählich gesteigerten Dosen des Diphtheriegiftes behandelt, sie werden dadurch immunisiert, d. h. zur Bildung der Antikörper angeregt. Die Prozedur wird bei demselben Tier öfter wiederholt, um auf diese Weise ein recht hochwertiges Serum zu erhalten, ein Serum, von dem eine sehr kleine Menge zur Immunisierung des erkrankten Menschen genügt.

Die Stärke des Heilserums bemißt man nach Immunitätseinheiten. Zur Behandlung der Diphtherie spritzt man heute 3000 Immunitätseinheiten ein; in besonderen Fällen aber auch bedeutend mehr, ohne einen Schaden durch die große Menge des körperfremden Serums anzurichten. Im Gegenteil haben gerade die neuesten Erfahrungen gelehrt, daß auch die diphtherischen Lähmungen, die oft im Gefolge der Krankheit auftreten, das Schlucken behindern, Störungen der Augenmuskulatur hervorgerufen und dadurch das Sehen beeinträchtigen, in selteneren Fällen auch die Muskeln des Rumpfes und der Gliedmaßen in Mitleidenschaft ziehen, durch sehr große Dosen des Heilserums noch günstig zu beeinflussen sind.

Hervorgerufen wird die Krankheit durch einen besonders geformten Bazillus, den von dem Bakteriologen Köffler entdeckten Diphtheriebazillus. Er wird durch direkte Verührung von einem Individuum auf das andere übertragen und siedelt sich dann im Munde auf den Mandeln, dem Zäpfchen, der Rachenwand an. Er bringt die oberflächliche Schleimhaut zum Schlund und bewirkt dann die Ausschüßung eines besonderen, aus dem Blute stammenden Eiweißkörpers, des Fibrins, das die grauen festsitzenden Diphtheriebeläge bildet. An diesen Belägen ist die Erkrankung leicht zu erkennen und auch von der gewöhnlichen Halsentzündung in der Regel gut zu unterscheiden. Außerdem gibt die bakteriologische Untersuchung des Belages, in dem die Bazillen zu Millionen angehäuft sind, in Zweifelsfällen die Entscheidung.

Wir sahen schon eingangs an der Hand der statistischen Zahlen, daß die Sterblichkeit durch Diphtherieerkrankungen sehr im Rückgang ist. Eine akute Lebensgefahr bildet namentlich für Kinder die in die tieferen Luftwege absteigende Diphtherie, die Beläge des Kehlkopfes und der Luftröhre, weil dadurch die Luftpassage in erheblicher Weise beeinträchtigt ist. Mit dem Stimmwechsel erweitert sich der Kehlkopf; deshalb verschließen die diphtherischen Membranen beim Erwachsenen nicht in so störender Weise wie beim Kinde den Luftraum. Ist die Luftpassage durch die Diphtherie gehindert, so droht die Erstidung; in diesem Falle wird bekanntlich der Luftröhrenschnitt ausgeführt, der die akute Gefahr meist beseitigt. Auch das Herz wird durch das Diphtheriegift zuweilen geschädigt, und wie schon erwähnt wurde, nicht selten das Nervensystem. Von den Nerven werden immer nur die motorischen betroffen, also die Nerven, die die Bewegungen der Muskeln zu erzeugen haben, die sensiblen Nerven, die die Empfindungen des Schmerzes, der Kälte, der Wärme usw. nach dem Gehirn leiten, bleiben hingegen verschont. Auch die schweren Erscheinungen werden durch das Heilserum in der Regel noch zum Schwinden gebracht, so daß wir seinen Entdecker Wehring zu den größten Wohltätern zählen müssen.

G. W.

Kleines feuilleton.

Psychologisches.

Die geistige Entwicklung des Kindes. Die seit einer Reihe von Jahren von der psychologischen Forschung durchgeführten Intelligenzprüfungen von Schullindern haben eine Reihe beachtenswerter Resultate gezeitigt, die Otto Bobertag in einem Aufsatz der „Grenzboten“ zusammenfaßt. Es ist besonders dem vor kurzem verstorbenen französischen Forscher Alfred Binet zu verdanken, daß man die zunächst geliebte Untersuchung anormaler Fälle gegen ein Studium der Durchschnitts- oder Normalintelligenz der Kinder zurücktreten ließ. Auf Grund einer großen Anzahl von Prüfungen bei normalen Kindern gelang es Binet, ein „Stufenmaß der Intelligenz“ festzustellen, durch das für bestimmte Altersstufen von Volksschulkindern eine Art Normalmaß der Intelligenz angegeben wurde. Danach ergibt sich zum Beispiel: 1. Ein dreijähriges Kind reagiert auf ein ihm vorgelegtes Bild lediglich mit der Aufzählung einzelner Personen und Gegenstände; ein siebenjähriges beschreibt, indem es sagt, was die Personen tun; ein zwölfjähriges erklärt, indem es die Gesamtsituation erfährt; 2. ein fünfjähriges Kind erkennt, welches von zwei gleich aussehenden Kästchen das schwerere ist; ein neunjähriges kann eine Serie von fünf Mäßen ihrer Schwere nach in einer Reihe ordnen; ein sechsjähriges Kind definiert einen Begriff naiv durch Angabe des Zwecks (Puppe — zum Spielen); ein neunjähriges durch Angabe eines übergeordneten Begriffs (Spielzug für Mädchen); 4. ein achtjähriges Kind kann leichte „Verstandesfragen“ beantworten. (Was muß man tun, wenn man etwas entzwei gemacht hat, was einem nicht gehört?); ein zwölfjähriges schwere Verstandesfragen (Was muß man tun, ehe man etwas Wichtiges unternimmt?); 5. ein achtjähriges Kind kann den Unterschied zwischen konkreten Gegenständen (Holz — Glas) angeben; ein elfjähriges abstrakte Begriffe (Reid, Mitleid) erklären. Diese Angaben gelten von Volksschulkindern. Die Leistungen von Kindern gebildeter Eltern waren bei der Intelligenzprüfung im allgemeinen besser als bei Kindern der Kreise der arbeitenden Bevölkerung. Der Unterschied ist aber auf den niederen Altersstufen, etwa zwischen drei und sechs Jahren, am größten. Er vermindert sich später immer mehr; der Vorsprung der Schüler aus höheren Lehranstalten vor den Volksschülern wird immer geringer.